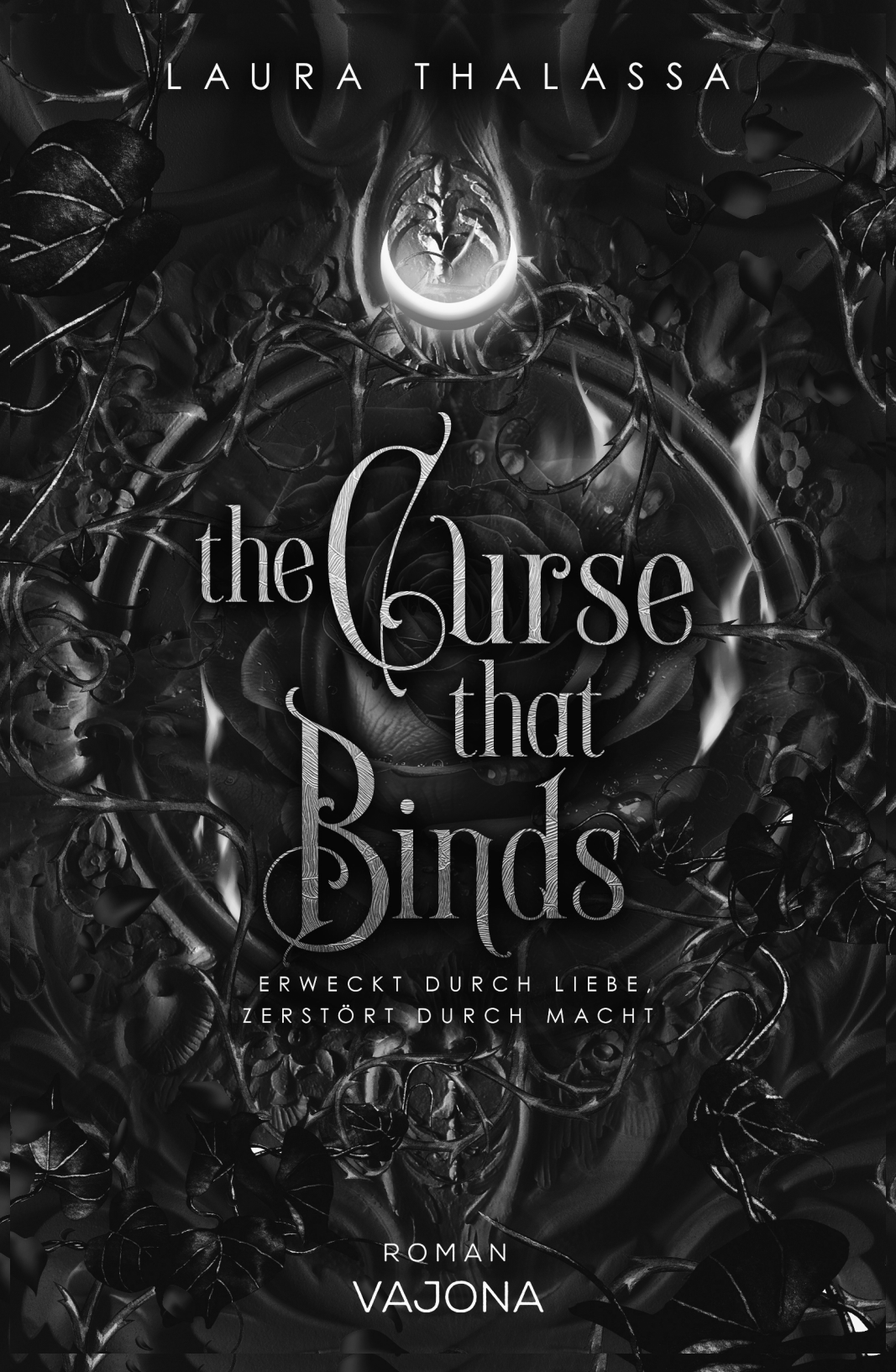
Laura Thalassa

The Curse that Binds

Übersetzt von Michelle Markau


LAURA THALASSA
the Curse that Binds
ERWECKT DURCH LIEBE,
ZERSTÖRT DURCH MACHT
ROMAN
VAJONA

Für Katie, die Geschichte noch mehr liebt als ich:
Ubi amici ibi opes.

Hinweis

The Curse that Binds enthält einige Themen und Darstellungen, die auf bestimmte Leser*innen triggernd wirken können, zum Beispiel Verlust der Schwangerschaft, Tod eines geliebten Menschen, Misshandlung, sexuelle Belästigung. Eine vollständige Liste aller Trigger findest du auf meiner Website.

Glossar

Est iwapagu sinavakap metum ... – Darf nicht vom Pferd fallen ...

Logu suwwas iv'taburwa. – Es tut so weh.

Iv'tassa e'waditvak singatasava. Lusavasa guxip ewwatavak metum ... –

Ich muss den Schmerz ignorieren. Der Kampf geht weiter ...

I'snut ivwagu ruvwavu bovotavak ... – Mir gehen die Pfeile aus ...

Si'nap sunwatud wi'va'ta dotzakummu etavaku inpuburpusa. – Ich kann nicht richtig zielen, wenn mein Arm so zittert.

Lasa otvas do si'n! Pesa govak pusanutapsa susazakunam wek i'nagatvup, vakosazakunam wek wovubga. – Verdammter Arm. Je schneller ich meine Feinde töte, desto schneller ist das vorbei.

Unduwu, sak kikat vuratavaksa wusnubaga. Pesava mi'ratis zakunva'awugavusa sutvunut metum di'nvusagu. – Natürlich muss das Mädchen ausgerechnet jetzt anfangen zu sprechen. Aber ich muss mich konzentrieren.

est menulumguva amage – meine zukünftige Königin

Vak busu dat dit kuppu sutvuvu evu di'nuvak, pesa suvup azakupusa. Pesa udugab vesamapusa. – Eines Tages wirst du wieder alles haben, das schwöre ich dir. Ich bin für immer dein.

Vaksasavazaku pesa susagub mi'tasavakvu evupusa? – Wie sehe ich deiner Meinung nach aus?

Kezak di'napuvusagu do kusgu i'banud mi'tgasavakpa? – Hast du mal darüber nachgedacht?

Sapu sanburvak? – Was machst du gerade?

Botuvap iv'tabiwvusasa logu suwas wanubpusa. Pesa wetasavakvu wevugavusa sobivakvu kuvug sanupusa. Xu nudnutasavasa i'rugavusa sisa. Pusa vak danusa di'vak lib di'nvusa kuxivu xu vaksa ovaknud wotugavusa etvu kuvug sanupusa. – Ich wünsche es mir so sehr, dass mein Herz schmerzt. Ich beneide die Sonne, die deine Haut berühren darf. Und das Essen, dass deine Lippen küsst. Ich beneide die Luft, die um dich herum sein kann und den Boden, der dich aufrecht hält.

Vaksu i'k wanapsa i'tvuwavakgu est buvisu si'tsoxap vakos-guma, vak est vatnutapsa dukup mi'tavakgusdanad inavakasavak popmas, – Meine einzige Angst, wenn ich dir meine Sprache beibringe, ist, dass du all meine Geheimnisse lernst, bevor ich bereit bin, sie mit dir zu teilen

Botuvap ipis sinavakasa wanubpusa – Ich bete, dass mein Herz es überleben wird.

Xsaya – König

TEIL EINS





KAPITEL 1

ROMILANA, 7 JAHRE

43 n. Chr., Cantium, Britannien

Ich wache auf, als die Schreie starten.

Für einen kurzen Moment bin ich davon überzeugt, dass sie nur in meinem Traum erklungen sind. Diese Art von Schreien sollte nur in Albträumen zu hören sein. Aber die qualvollen Laute hören nicht auf, und ich bin verwirrt, unsicher, ob ich überhaupt wach bin.

Angst breitet sich in mir aus, während ich in meinem Bett liege und ihnen lausche. Die Schreie sind hoch, voller Schrecken und *Schmerz*. Je länger ich meinen abgehackten Atemzügen lausche, desto sicherer werde ich mir, dass die Schreie real sind.

Zu beiden Seiten von mir schlafen meine ältere Schwester und mein jüngerer Bruder tief und fest, ohne zu ahnen, was außerhalb der Mauern unseres Hauses vor sich geht.

Auf der anderen Seite des Zimmers setzt sich jemand auf. Ich starre in der Dunkelheit zu meiner Mutter, zu ängstlich, um nach ihr zu rufen oder zu ihr zu laufen. Und doch verspüre ich das dringende Bedürfnis, bei ihr zu sein.

Die Schreie werden lauter und zahlreicher. Jetzt werden sie von dem Dröhnen und Knistern eines Feuers begleitet.

»Wacht auf, raus aus dem Bett«, sagt meine Mutter. Sie muss

diejenige sein, die wach ist. Ich kann erkennen, wie sie sich über meinen Vater beugt. »Irgendetwas ist passiert.«

Draußen höre ich das Stampfen von Schritten und das laute Klirren von Metall, während Menschen an unserem Haus vorbeirennen. Mit jeder Sekunde werden die Geräusche lauter und kommen näher. Ich höre Schreie und Rufe und schreckliche, schmatzende Geräusche, die mir am meisten Angst machen. Meine Geschwister regen sich auf, aber dann ... dann ...

Höre ich das Knistern und Zischen von Feuer – zuerst in der Nähe unserer Tür und dann greift es mit einem Grollen auf unser Strohdach über.

Ein Schrei, dann ein Kreischen – ich glaube, die Geräusche kommen von meinen Eltern, aber es ist so dunkel, dass ich es nicht sehen kann. Ich zittere, meine Zähne klappern. Etwas ist falsch. Sehr, sehr falsch.

Meine Mutter stürmt zu meinem Bett und rüttelt an meinen Schultern, ehe sie nach meinen Geschwistern greift. Ich kann gerade noch das strahlende Weiß ihrer Augen erkennen.

»Wacht auf, wacht auf!«, flüstert sie verzweifelt. Hinter ihr wabert Rauch, beleuchtet von unheimlichen orangefarbenen Flammen. Die Kräuterbündel, die von unseren Dachsparren hängen, fangen Feuer. Ich kann ihre sich vermischenden Düfte in dem immer dichter werdenden Rauch wahrnehmen.

Mein Bruder und meine Schwester wachen endlich auf und beginnen, verwirrt und verängstigt, zu schreien. Jemand weint. Bin ich es? Hier ist so viel Rauch. Er brennt in meinen Augen. Vielleicht weine ich tatsächlich.

Meine Mutter zerrt an meinen Geschwistern und mir und brüllt uns Befehle zu, aber die Angst hat meine Sinne betäubt. Meine ältere Schwester steht als Erste auf und rennt zur Haustür – oder dorthin, wo sie sein sollte. Aber der Rauch ist so dicht, dass ihre Gestalt darin zu verschwinden scheint.

»Aufstehen, sofort!«, befiehlt meine Mutter und zieht an meinem Arm.

Ich stolpere vorwärts, gerade als ein Teil unseres Strohdachs

einstürzt. Ich schreie auf und weiche zurück. Ich kann meine Mutter und meinen Bruder nicht sehen, doch ich kann sie hören. Die Tür ist immer noch hinter dem dichten Rauch versteckt. Ich drehe mich im Kreis und merke, dass ich weine. Wo ist meine Familie? Wohin soll ich gehen?

Irgendwo in der Ferne ruft mein Vater, doch dann bricht er abrupt ab. Wo ist er? Ruft er nach mir?

Instinktiv gehe ich auf das Geräusch zu und versuche, den Rauch wegzublinzeln, der meine Lunge verstopft und in meinen Augen brennt. Mein Herz fühlt sich an, als wolle es aus meiner Brust springen. Ich kann es pochen hören, sogar über dem Dröhnen der Flammen hinweg.

Ba-bum-ba-bum-ba-bum.

Ein weiterer Teil des Daches stürzt ein, das brennende Stroh fällt irgendwo hinter mir herunter. Ich schreie, aber meine Laute werden schnell vom Kreischen meiner Mutter und meines Bruders übertönt.

Ich drehe mich für einen Moment um und sehe nur noch Feuer – hungriges, verschwommenes Feuer.

»Mutter!« Mein heiserer Schrei endet in einem Hustenanfall. Wie soll sie den Weg nach draußen finden?

Ba-bum-ba-bum-ba-bum.

Weitere Schreie. *Ihre* Schreie. Sind sie eingekesselt? Verletzt?

Brennendes Stroh fällt auf meine Schultern. In meiner Panik fliehe ich in die entgegengesetzte Richtung.

Ich kann die Tür erkennen, stürze hindurch. Kaum habe ich die Schwelle überschritten und die frische Luft gekostet, stolpere ich über etwas Großes.

Dann stürze ich in den dreckigen Schlamm. Die Schreie sind hier draußen lauter, auch wenn sie nicht mehr von meiner Familie stammen. Um mich herum rennen Leute durch die Straßen, während seltsam gekleidete Männer mit Schwertern herumwirbeln und Menschen niedermetzeln. Alles andere wird von Feuer und Rauch verdeckt. Asche wirbelt in der Dunkelheit auf. Ich bin mir sicher, dass dies das Ende der Welt ist.

»Mutter! Vater!«, rufe ich mit brennender Kehle.

Ich will gerade aufstehen, als mein Blick auf das fällt, worüber ich gestolpert bin. Ich schaue an einem blutüberströmten Körper hinauf und bleibe an dem leblosen Gesicht meines Vaters hängen, in dessen leblosen Augen die Flammen tanzen.

Ich schreie erneut. Mein Schrei vermischt sich mit denen der anderen Fliehenden. Ich schreie und schreie und schreie, bis ich mich übergeben muss, und dann schreie ich noch mehr.

Dann stürzt unser Haus vollständig ein, die Wände und der letzte Teil des Daches fallen ein. Ich schreie weiter, nur unterbrochen von meinen verzweifelten Rufen nach meiner Mutter und meinem Bruder, sie sollen fliehen, und nach meinem Vater, er solle aufwachen.

Es fühlt sich an, als würde etwas in mir zerbrechen und mehr als nur meine Angst und meinen Schmerz freisetzen. Ich fasse mir an die Brust, wo ein pochender Schmerz eingesetzt hat. Ich bin mir sicher, dass ich getroffen wurde, aber ich spüre dort keine Wunde.

Da packt mich jemand mit einer rauen Hand. Jemand, der Leder und Rüstung trägt, die bei jeder Bewegung klirren und klappern. Er hat ein Schwert in der Hand, und während er mich vom Boden hochzieht und vorwärts treibt, schlägt er einen vorbeilaufenden Nachbarn nieder.

Ich würde wieder schreien, aber meine Kehle tut weh und ich habe diesen stechenden Schmerz in der Brust. Mein Vater ist tot. Meine Mutter und mein Bruder … Ich glaube, ich weiß, was aus ihnen geworden ist … aber es ist unmöglich. Sie können nicht auch tot sein.

Was meine Schwester angeht, weiß ich nicht, ob sie lebt oder tot ist, nur dass sie nicht unter den aschfahlen Dorfbewohnern ist, die diese gepanzerten Männer zusammen mit mir gefangen genommen haben.

Schließlich verstummen die Schreie und die Flammen. Die Stille, die sich ausbreitet, ist irgendwie noch schlimmer.

Und als die Sonne aufgeht, sind von meiner Stadt nur noch rauchende Trümmer und ein Friedhof mit unbegrabenen Toten übrig.



KAPITEL 2

ROMILANA, 12 JAHRE

48 n. Chr., Rom, Römisches Reich

Ich starre aus der Tür meines Zuhauses und beobachte das frühmorgendliche Treiben im lebhaften Innenhof unserer Insula.

Viele andere Bewohner des Komplexes sind bereits aufgestanden, waschen Wäsche oder unterhalten sich, während sie sich für den Tag fertig machen. Ein paar Kinder spielen Bockspringen und Straßenverkäufer stellen Körbe mit Obst, Gemüse und Brot auf. Eine junge Mutter tröstet ihr weinendes Kleinkind und hält es fest in ihren Armen. Bei diesem kurzen Zeichen der Zuneigung überkommt mich eine schreckliche Sehnsucht, und ich muss meinen Blick abwenden.

Ich habe Jahre gebraucht, um mich an diese Stadt zu gewöhnen – an ihre Sprache, ihre Menschen, ihre Bräuche, ihren seltsamen Gestank. Und als mein Blick auf zwei römische Soldaten fällt, die durch den Innenhof des Komplexes gehen, bin ich mir sicher, dass ich mich noch immer nicht *vollständig* an sie gewöhnt habe. Nicht, wenn mein Atem bei ihrem Anblick stockt und sich Schweiß auf meiner Haut bildet.

Diese kindliche Angst ist ein altes, vertrautes Gefühl. Aber die Wut, die wie ein Geschwür unter meiner Haut brodelt, ist neu. Diese römischen Soldaten sind vielleicht nicht dieselben furcht-

baren Männer, die meine Familie getötet und mein Zuhause niedergebrannt haben, aber sie hätten leicht jemandes Leben zerstören und jemandes Familie töten können.

»Mädchen!«

Ich zucke zusammen, als ich die schrille Stimme meiner Adoptivmutter aus unserem Zuhause höre.

»Mädchen!«, ruft Livia erneut. Die Verärgerung in ihrer Stimme ist unüberhörbar.

Ich gehe zurück ins Haus und bereite mich auf das Schlimmste vor.

Livia steht an unserem Küchentisch, auf dem gefalteter Stoff, aufgewickeltes Garn und ein paar Webgewichte liegen.

Sie hält hauchdünne Gaze in der Hand, ihre dunklen Augen sind hart wie Stein. »Warum sind die Goldverzierungen auf diesem Schleier noch nicht fertig?«

Mein Herz hämmert, als mein Blick auf den durchscheinenden gelben Stoff in ihrer Hand fällt.

Livia betreibt ein erfolgreiches Geschäft, in dem sie Kleidung für die Elite schneidert. Und als ihre Untergebene erwartet sie von mir, dass ich ihr in jeder Hinsicht zur Seite stehe, einschließlich der Schneiderei selbst. Aber meine Hände sind ungeschickt, und ich arbeite zu langsam, um das auszugleichen. Sie weiß das, aber sie weiß auch, dass es ohnehin zu viel Arbeit und zu wenig Zeit gibt.

Allerdings würde es ihre Wut nur noch mehr schüren, wenn ich das ansprechen würde, besonders nachdem sie mich beim Tagträumen erwischt hat. Also schlucke ich meine Erklärung herunter, bevor ich sie aussprechen kann.

Dieses Mal ärgert sie mein Schweigen.

»Du nutzloses, *wertloses* Ding«, faucht sie, schüttelt den Schleier in ihrer Hand und zerknittert den empfindlichen Stoff. Einige ihrer tiefbraunen Locken lösen sich aus ihrer Hochsteckfrisur. »Ich habe dich vor all den Jahren beschützt, dich aufgezogen, dich ernährt –« Ihre Brust hebt und senkt sich immer schneller. Ich versuche, mich nicht zu ducken oder zurückzuweichen, da es sie in der Vergangenheit immer nur noch wütender

gemacht hat. Sie macht einen bedrohlichen Schritt nach vorn. Jetzt rast mein Puls. »Und das alles, damit du ein faules, mürrisches Mädchen wirst. Jetzt antworte mir: Warum ist der Schleier noch nicht fertig?«

»Ich wollte gerade –«

Mit zwei schnellen Schritten überwindet sie die Distanz zwischen uns und schlägt mich. *Hart.* Die plötzliche Wucht schleudert mich gegen die Wand. Bei dem Aufprall platzen einige Stücke Putz und hellgrüne Farbe ab.

»Lüg mich nicht an!« Ihr Tonfall lässt mich zusammenzucken.

Das ist die falsche Reaktion. Wie immer.

Livia schlägt mich erneut, diesmal auf meinen Oberarm. Ich beiße mir auf die Unterlippe, um nicht zu weinen.

»Ich habe dich dort stehen sehen, wie du vor dich hingeträumt hast, als hättest du alle Zeit der Welt.«

Ein weiterer Schlag, diesmal auf den Kopf.

Ich ziehe meine Knie an meine Brust und versuche, mich so klein wie möglich zu machen. Tränen steigen mir in die Augen, und mehr noch als den Schmerz und die Angst hasse ich *diese* Reaktion.

»Es tut mir leid. Es tut mir leid«, wiederhole ich immer wieder. Ich würde alles tun, damit sie damit aufhört.

Sie tritt mich einmal in den Bauch. Dann ein zweites Mal.

Ich verschlucke mich und brauche ein paar Atemzüge, um meine Stimme wiederzufinden. »Bitte«, sage ich heiser. *»Mutter –«*

Ich habe nicht nach meiner Mutter rufen wollen. Nach dieser warmen, halb vergessenen Präsenz, die mir Lieder vorgesummt hat, um mich in den Schlaf zu wiegen, und seltsame Dinge in einem Topf gekocht hat, der früher über unserem Herd gehangen hat. Die Frau, die mich einst, wie diese Mutter ihr Kind jetzt im Hof, gehalten haben muss.

Livia hält inne, ihren Fuß angehoben. Ich kann ihren schweren Atem hören und ihre beißende Wut spüren. Ich weiß, dass sie darum kämpft, mich nicht noch einmal zu treten. Es macht mir Angst, dass sie so voller Wut ist.

Schließlich senkt sie ihren Fuß wieder und lässt den unfertigen Schleier auf meine zusammengekauerte Gestalt fallen.

»Du bekommst erst wieder etwas zu essen, wenn das fertig ist«, sagt sie und beugt sich über mich. »Es ist mir egal, ob du dafür den ganzen Tag und die ganze Nacht brauchst, du wirst ihn fertigstellen.« Zu sich selbst murmelt sie: »Warum ich dich aufgenommen habe, ist mir ein Rätsel.«

Ihre Worte sind nichts, was ich nicht schon gehört hätte, aber sie treffen mich dennoch wie ein weiterer Schlag auf den Kopf.

Ich weiß, dass Livia einmal einen Mann und eine Tochter gehabt hat und dass beide kurz nacheinander gestorben sind. Sie hätte wieder heiraten und weitere Kinder bekommen können; viele römische Frauen tun das. Stattdessen arbeitet sie in ihrem Geschäft, allein, bis sie mich adoptiert hat.

Ich weiß nicht, warum sie sich dafür entschieden hat. Livia ist nicht sentimental. Dennoch erwische ich sie manchmal dabei, wie sie mich mit glänzenden Augen ansieht, und ich frage mich, ob ich sie an ihre verlorene Tochter erinnere.

Was auch immer ihre Gründe sein mögen, jeder Tag fühlt sich wie ein angehaltener Atemzug an.

Ich stehe langsam auf, mein Bauch schmerzt an der Stelle, an der sie mich getreten hat. Manchmal kann schon das Aufstehen sie wieder wütend machen.

Livia presst die Lippen zusammen, ihre Augen huschen über mich hinweg, während sie zum Tisch geht. Ich spüre, wie ihre Wut und ihr Ekel die Luft verdichten.

»Bring deine Haare in Ordnung«, sagt sie scharf, während sie das Garn und die Webgewichte einsammelt, »und zieh dir etwas Schönes an. Wir treffen uns am Vormittag mit Septima Opimia, und sie legt größten Wert auf Anstand. Sie wird sich nicht für uns entscheiden, wenn sie deinen Aufzug sieht. Du siehst aus wie eine Dirne …«

Livias Stimme wird undeutlich, während sich unter meinem Brustbein ein Druck aufbaut.

Ein seltsamer, unerklärlicher Druck.

Ich lege meine Hand auf die Quelle dieses Gefühls und atme flach ein, während diese Empfindung alle anderen verdrängt und sogar den Schmerz abstumpft.

Was passiert mit mir?

So etwas habe ich noch nie empfunden ... oder doch?

Hat es nicht vor langer Zeit einen Moment gegeben ...?

Flammen und Rauch und stumpfe, glasige Augen füllen meinen Geist, vertreiben jede Erinnerung, die sich gerade in meinen Kopf drängen wollte.

Und dennoch steigt der Druck. Er steigt und steigt –

Livia runzelt die Stirn. Für einen Moment sieht sie besorgt aus, als hätte sie es vielleicht zu weit getrieben.

»Was ist los?«, fragt sie.

Ich will gerade antworten, doch der Druck verschwindet. Als würde Wasser einen Damm durchbrechen, und etwas direkt unter meinem Brustbein festsetzten.

Damit kommt Schmerz. Ich bleibe wie angewurzelt stehen, um nicht umzukippen, während ein scharfes, pochendes Gefühl in meiner linken Schulter aufblüht.

Est iwapagu sinavakap metum ...

Ich schwanke ein wenig, als ich eine junge, männliche Stimme höre, die in einer fremden Sprache spricht. Ich habe sie noch nie zuvor gehört. Und doch ist sie so nah. Es scheint fast, als würde sie aus –

Logu suwwas iv'taburwa.

Mein Blick schweift durch unser Zuhause und nimmt den Tisch wahr, Livias aufgebrachte Miene, die abgeblätterten grünen Wände, das hohe Regal, auf dem unsere Krüge, Schüsseln und Tassen stehen, den massiven Webstuhl, der an der Wand lehnt, zu beiden Seiten die Körbe, die mit Stoffen, Garn, Perlen und maßgeschneiderten Kleidungsstücken gefüllt sind.

Es gibt viele Dinge in unserem Zuhause, aber ein junger Mann gehört nicht dazu.

»Mädchen«, sagt Livia streng und sieht mittlerweile wieder genervt aus. »Reiß dich zusammen.«

Ich versuche, trotz der seltsamen Gefühle, die mich durchströmen – Schmerz, Vorsicht, Entschlossenheit – zu atmen.

»Mir ist nur schwindelig …«

Iv'tassa e'waditvak singatasava. Lusavasa guxip ewwatavak metum …

Ich lege eine Hand an meinen Kopf, als die Stimme des jungen Mannes erneut erklingt. Sie kommt definitiv aus meinem Inneren. Doch das macht die Situation nur noch beunruhigender.

Hinter den Worten selbst verbergen sich Verzweiflung, Begeisterung und *Schmerz* – meine Schulter pocht erneut.

Ein Schmerz, der meinen eigenen in den Schatten stellt.

»Hier.« Livia geht zum Regal und holt einen Krug und einen Becher heraus. Sie schenkt mir verdünnten Wein ein. »Trink das und reiß dich zusammen«, drängt sie und drückt mir den Becher in die Hand. Trotz ihres schroffen Tons glaube ich, dass sie sich wirklich um mich sorgt. Zumindest bis sie hinzufügt: »Ich will nicht, dass du mich vor der Frau des Senators blamierst.«

Meine Hand zittert, als ich einen Schluck trinke und versuche, mich zu beruhigen.

I'snut ivwagu ruvwavu bovotavak …

Der Wein schmeckt sauer, und ich stelle den Becher zitternd auf den Tisch. Was auch immer gerade passiert, mir geht es nicht gut, und Alkohol hilft mir auch nicht weiter.

»Ich werde – ich gehe meine Haare in Ordnung bringen«, murmle ich.

Bevor Livia antworten kann, stolpere ich in mein Zimmer. Der Raum ist klein und spärlich eingerichtet, mit einem Hocker, einem Regal, einem Bett und ein paar Körben, in denen meine Kleidung und weitere Kleidungsstücke zum Nähen und Ausbessern liegen.

Hastig lege ich den Schleier, den ich noch immer festhalte, in einen davon und lasse mich dann auf meine dünne Matratze fallen. Ein Teil von mir erwartet, dass Livia mir folgt und mich erneut wegen meiner Faulheit ausschimpfen wird. Stattdessen höre ich, wie sie sich im Wohnbereich bewegt und dann unser Zuhause verlässt.

Ich atme aus – eine Sorge weniger.

Dieser Phantomschmerz in meiner Schulter lässt nicht nach, und mein Magen rebelliert wegen des Weins, und ... und ...

Si'nap sunwatud wi'va'ta dotzakummu etavaku inpuburpusa.

Ich lege meine Hand über meine Augen.

Sei still, antworte ich der Stimme.

Ich weiß, dass es Menschen gibt, die Stimmen hören. Passiert das gerade mir? Das ist schrecklich.

Lasa otvas do si'n! Pesa govak pusanutapsa susazakunam wek i'nagatvup, vakosazakunam wek wovubga.

Sei still!, antworte ich bestimmter, während Panik in mir aufsteigt.

Was passiert, wenn die Stimme nicht verschwindet? Was, wenn das jetzt mein Leben ist?

Unduwu, sak kikat vuratavaksa wusnubaga. Pesava mi'ratis zakunva'awugavusa sutvunut metum di'nvusagu.

Verdammt, verschwinde aus meinem Kopf!, ich werde noch energischer.

In meinem Kopf wird es still, als würde er den Atem anhalten. Die kurze Stille lenkt meine Aufmerksamkeit auf die Schmerzen in meiner Schulter, meiner Wange, meinem Bauch. Ich bin überrascht, neugierig und *zuversichtlich.* Allerdings verstehe ich nicht, warum ich etwas anderes als Verwirrung empfinde. Und wieder ist da dieses Gefühl, als würde Wasser rauschen, anschwellen –

Du kannst mich hören? Diesmal höre ich die maskuline Stimme in Latein. Es klingt holprig, und wird mit starkem Akzent gesprochen, aber es ist dennoch Latein.

Mir stockt der Atem. Soll ich antworten? Das ist wahrscheinlich keine gute Idee. Nein, das ist *definitiv* keine gute Idee.

Ja, antworte ich trotzdem.

Mich überkommt eine wundersame Aufregung und atemlose Freude.

Endlich!, sagt er, obwohl ich nicht weiß, ob er mich meint oder nicht.

Was soll das heißen?, will ich nervös wissen. Ich möchte, dass die Stimme verschwindet, nicht dass sie mit mir sprechen will.

Ich werde dir heute Abend mehr erzählen, sagt die Stimme, *aber im Moment kann ich nicht sprechen. Ich versuche, nicht getötet zu werden.*

Getötet?

Es dauert einen Moment, bis ich den Rest seiner Worte verstehe. Sie will heute Abend erneut mit mir in Kontakt treten? Die Stimme schmiedet Pläne? Oh nein, nein, nein.

Wir werden nicht mehr miteinander sprechen, bestehe ich. *Nicht heute Abend und auch sonst nie wieder.*

Doch, werden wir, antwortet die Stimme mit einer unheimlichen Gewissheit.

Sie hat gerade erwähnt, dass sie versucht, nicht getötet zu werden. Ich weiß nicht, was gerade passiert. Aber eines weiß ich sicher: Der Tod ist ein endgültiges Ende. Wahrscheinlich sogar für die elende Stimme in meinem Kopf.

Dann hoffe ich, dass du stirbst, damit ich dich nie wieder hören muss. Es ist abscheulich, darauf zu hoffen, selbst gegenüber einer abstrakten Stimme.

Ich bereue es nicht.

Es folgt eine weitere Pause, und ich spüre, wie die Welle der Freude abebbt.

Und nur weil du das gesagt hast, werde ich noch härter kämpfen, um zu überleben, sagt sie.

Die Stimme verklingt.

Ich warte einen Moment, aber ich glaube, sie ist weg.



Ich habe mich geirrt. Die Stimme ist nicht verschwunden.

Wo auch immer sie herkommt, sie hat die Situation offenbar überlebt, in der sie sich befunden hat, denn ich höre sie den ganzen Tag über ununterbrochen reden. Während Livia einen Termin mit der streng blickenden Septima hat – die meine Kleidung und meine Frisur mit widerwilliger Zustimmung und meine geschwollene Wange mit offensichtlicher Missbilligung betrachtet hat – und wir uns mit der Familie eines Prätorianer-Wächters treffen, um ihnen leichtere und hellere Stoffe für den Frühling und den Sommer anzubieten.

Die Stimme ist da, während Livia mir auf dem Heimweg eine Standpauke hält, und sie ist da, während Livia die Notizen auf ihrer Wachstafel liest und ich ihr das Abendessen zubereite, obwohl mein eigener Magen vor Hunger knurrt. Die Stimme redet wieder in dieser anderen Sprache. Sie klingt rau und kehlig und beschert mir eine Gänsehaut. Und sie hört einfach nicht auf.

Um der Götter willen, bist du bitte aufhören zu reden? Ich flehe sie an, nachdem ich fast den Krug mit Wein habe fallen lassen, aus dem ich gerade einschenke.

Ich bin schlecht gelaunt. Mein Kopf pocht wegen der zweiten Stimme in meinem Geist, ich habe immer noch diesen Phantomschmerz in meiner Schulter, und Livia hat mich heute noch mehrmals geschlagen, weil ich so zerstreut bin. Und das alles zusätzlich zu meinem nagenden, anschwellenden Hunger. Der verfluchte Schleier, den ich fertigstellen soll, ist noch immer unvollendet, und ich wage es nicht, mich Livias Befehlen zu widersetzen, indem ich etwas esse.

Ich rede nicht. Ich denke nach, faucht die Stimme auf Latein zurück.

Das lenkt mich ab, antworte ich genervt.

Ich musste dir jahrelang zuhören, und nie hast du den Mund gehalten, wenn ich es dir gesagt habe. Du kannst es sicher einen Tag ertragen.

Ich halte einen Moment den Atem an. *Du kannst mich ... seit Jahren hören?*

Ich hoffe, ich habe sie falsch verstanden.

Ununterbrochen, sagt die männliche Stimme.

Mein Geist war der einzige Ort auf dieser ganzen Welt, an dem ich Zuflucht finden konnte. Zu wissen, dass diese Stimme meine tiefsten Gedanken hören kann?

Gerade als ich denke, die Situation könnte nicht schlimmer werden –schaudere ich.

Bitte lass mich in Ruhe, flehe ich, während ich den Käse schneide und eine dicke Scheibe Brot abreiße, und ignoriere, wie mir das Wasser im Mund zusammenläuft.

Die Stimme antwortet nicht, und ich denke ... ich denke, sie versucht, meine Wünsche zu respektieren. Das hindert mich allerdings nicht daran, die Stimme in dieser anderen Sprache für den Rest des Abends immer wieder zu hören. Aber ich glaube nicht, dass sie es absichtlich tut. Es ist fast so, als würde mein Verstand einem Gespräch zuhören, das jemand anderes in meiner Nähe führt.

Es lenkt mich immer noch unglaublich ab.

Erst später, als der Mond hoch am Himmel steht und Livia längst zu Bett gegangen ist, kehre ich endlich zu dem quälenden Problem dieser Stimme zurück.

Ich sitze mit dem Rücken an der Wand meines Schlafzimmers, den unfertigen Schleier auf dem Schoß und eine Nadel in der Hand. Ich seufze.

Bist du da?, will ich von der Stimme wissen.

Ich warte auf eine Antwort. Als keine kommt, versuche ich es erneut.

Hallo? Kannst du mich hören?

Nichts.

Natürlich ist die Stimme jetzt verschwunden, wo ich tatsächlich mit ihr – ihm – sprechen möchte.

Stimme!, fordere ich sie ungeduldig auf. *Bist du da?*

Bei den Göttern, du musst nicht schreien. Und mein Name ist nicht Stimme. Ich heiße Memnon.

Ich verspüre den beunruhigenden Drang zu lachen – und nicht mehr damit aufhören zu können.

Ich habe den Verstand verloren. Wirklich.

Du bist also nicht gestorben, schlussfolgere ich. Ich hatte mich an die geringe Hoffnung geklammert, dass sie, zwischen dem Abendessen und jetzt, ihren Verletzungen und dem Blutverlust erlegen wäre.

Deine Enttäuschung gibt mir Kraft, antwortet Memnon.

Mit seinen Worten fühle ich eine Mischung aus Ärger und Humor. Es sind *ihre* Gefühle. Ich höre nicht nur, was sie sagt – ich *fühle* auch, was sie fühlt.

Ich verdränge mein Unbehagen bei diesem Gedanken. *Bist du verletzt?*

Ich komme damit klar, sagt die Stimme barsch.

Du bist *also verletzt.* Mein Herz schlägt schneller. *Wo?,* frage ich, während meine Schulter erneut pocht.

Jemand hat mir einen Pfeil in den Rücken geschossen, sagt die Stimme zögernd, *direkt unter mein Schulterblatt.*

Mir stockt der Atem. *Ich spüre es,* gebe ich zu.

Ich bin mir nicht wirklich sicher, ob die Emotion, die mich überkommt, meine eigene ist oder die dieser Stimme. Aber es fühlt sich an wie eine Berührung mit den Fingerspitzen, wie eine Verbindung. Ich schlucke, mache dann einen weiteren Stich in den Schleier, während die Lampe, die auf dem Hocker neben mir steht, in der Dunkelheit flackert.

Ein Teil von mir will wissen, *was* diese Stimme ist. Meine Logik sagt mir, dass ich verrückt werde, aber ich will das nicht glauben.

Was … bist du?, frage ich vorsichtig.

Was meinst du mit ›Was bin ich?‹, fragt Memnon. Die Stimme klingt beleidigt. *Ich bin ein Mann.*

Ich bin mir nicht sicher, ob *Mann* das richtige Wort ist, um die Stimme zu beschreiben. Sie klingt nicht wie ein erwachsener Mann. Eher wie ein Teenager.

Du bist also real und nicht nur ein Produkt meiner Fantasie?

Ich bin real, sagt die Stimme. Er muss mein Misstrauen spüren, denn er fügt hinzu: *Ich schaue gerade zu den Sternen hinauf. Ich kann Orion, den Jäger, sehen.*

Orion, der Jäger. Das ist eine der wenigen Konstellationen, die ich leicht erkennen kann.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal innegehalten und zu den Sternen hinaufgeschaut habe. Und gerade jetzt, wenn sich meine Muskeln nach einem langen Arbeitstag bleischwer anfühlen, möchte ich mich nicht bewegen.

Aber meine Neugier treibt mich auf die Beine. Also lege ich den Schleier beiseite und schleiche mich zur Tür meines Zimmers. Livia schläft links von mir. Ich halte inne und lausche ihrem leisen Schnarchen, bevor ich mich entschließe, auf Zehenspitzen aus dem Haus zu schleichen. Ich muss hinunter in den Innenhof, um einen guten Blick auf den Himmel zu haben. Heute Nacht ist es bewölkt, aber ich kann mehrere vereinzelte Sterne erkennen. Unter ihnen sind die drei gleichmäßigen Punkte des Orion-Gürtels.

Der Anblick der Sternen-Konstellation lässt meinen Magen rebellieren.

Memnon sagt also die Wahrheit.

Mädchen?, fragt die Stimme, als hätte ich sie gerufen. *Bist du noch da?*

Nenn mich nicht so, sage ich abwesend, während ich die Treppe hinauf und zurück ins Haus gehe. Ich reibe mir über die Arme, um mich aufzuwärmen.

Wie soll *ich dich dann nennen?*

Meine Kehle schnürt sich zu, als ich in mein Zimmer schlüpfe und den Schleier erneut in die Hand nehme. Ich setze mich wieder auf den Boden neben meine Lampe und fahre mit dem Nähen fort, und ignoriere den schmerzhaften Stich in meinem Bauch.

Statt zu antworten, sage ich: *Du kannst also den Nachthimmel sehen. Ich bin mir sicher, dass alle möglichen Wesen den Himmel sehen können. Woher weiß ich, dass du ein echter Mensch bist und kein rachsüchtiger Geist oder launischer Gott?*

Das könnte ich dich auch fragen, antwortet die Stimme.

Ich denke über seine logische Schlussfolgerung nach, als die Stimme erneut fragt: *Wie heißt du?*

Weißt du das wirklich nicht?, frage ich und weiche der erneut aus. *Ich dachte, du hörst meine Gedanken schon seit Jahren.*

Du hast in deinen Gedanken viele Namen ausgesprochen, sagt die Stimme, *Namen, die mir fremd und schwer zu merken sind, und ich habe nicht herausfinden können, ob einer davon deiner ist.*

Das weckt meine Neugier. Ich weiß, dass diese Stimme nicht zu den Römern gehört. Die Sprache, die sie spricht, ist rau und doch melodisch, die Laute sind kehlig. Aber es gibt viele Kulturen mit kehlig klingenden Sprachen. Und ich kann mich nicht erinnern, diese jemals gehört zu haben.

Wirst du mir deinen Namen verraten?, drängt die Stimme.

Ich zögere. Normalerweise fragt mich niemand nach meinem Namen. Formal heiße ich Livia, die Jüngere. Meine Adoptivmutter ist Livia die Ältere. Wenn ich nicht einfach nur *Mädchen* genannt werde, dann meist Livia.

Allerdings möchte ich Memnon diesen verfluchten Namen, auf den ich reagieren muss, nicht nennen.

Wie möchtest du mich nennen?, frage ich stattdessen.

Es folgt ein Moment der Stille. *Das klingt wie die Antwort eines rachsüchtigen Geistes,* sagt die Stimme.

Ich presse meine Lippen zusammen, um nicht zu lächeln. Das stimmt.

Ich mag meinen Namen nicht, gebe ich zu.

Dann gib mir einen anderen, sagt sie, unbeeindruckt von meiner Antwort. *Einen, der dir gefällt.*

Ich unterbreche meine Näharbeit und starre abwesend in die Dunkelheit. Meine Gedanken rasen, mein Herz schlägt wie wild.

Ich weiß bereits, welchen Namen ich ihr nennen möchte. Das ist der Name, den mir meine Eltern aus dem Norden gegeben haben. Aber – und ich schäme mich sehr dafür – ich kann mich nicht daran erinnern, wie dieser Name lautet. Die einzig andere Person, die ihn vielleicht einmal gekannt hat, ist Livia, aber wenn sie ihn jemals erfahren hat, muss sie ihn genauso schnell wieder vergessen haben.

Ich denke an meine Vergangenheit und versuche mich an die

Namen der Menschen zu erinnern, die ich geliebt habe – meine Schwester, meine Mutter, meine Verwandtschaft. Stattdessen sehe ich nur die Flammen, die mein Dorf zerstört haben. Ich spüre noch immer den Rauch auf meiner Zunge und die Hitze des Feuers, das aus der Vergangenheit nach mir greift und mich verschlingen will. Ich bin so lange vor der Erinnerung an diese Flammen geflohen, dass die Namen, die mir so viel bedeutet haben, mit ihnen verbrannt sind.

Die einzigen Namen, die mir einfallen, sind römische. Und das ist ziemlich beunruhigend.

Und das ist schlecht, weil …?

Ich nicht zu den Römern gehöre, beende ich den Satz.

Nicht?, fragt die Stimme und klingt wirklich überrascht.

Du hörst meine Gedanken seit Jahren, aber das ist dir nie aufgefallen?

›Hören‹ ist ein sehr großzügiger Begriff, sagt die Stimme. *Es ist eher ein ›bewusstes Ignorieren‹.* Nach einem Moment fügt sie hinzu: *Soll ich dir bei der Namensfindung helfen?*

Will ich das? Das lässt mich vor Aufregung innehalten.

Ja, sage ich schließlich. Ich glaube, das möchte ich.

Okay, sagt die Stimme.

Die Stimme schweigt so lange, dass ich fast glaube, wieder allein in meinem Kopf zu sein. Das Einzige, was mich vom Gegenteil überzeugt, ist das leichte, beschwingte Gefühl, von dem ich ziemlich sicher bin, dass es von ihr kommt.

Roxilana, sagt sie schließlich. Die Stimme ist tiefer geworden, als er den Namen ausgesprochen hat.

Er beschert mir eine Gänsehaut. Der Name klingt ganz anders als die römischen, die ich gewohnt bin. Er klingt unbezähmbar, wie etwas, das außerhalb der Reichweite des Imperiums liegt.

Gefällt er dir?, fragt die Stimme.

Ja, sage ich, während sich ein kleines Lächeln auf meinen Lippen ausbreitet. *Er gefällt mir. Sehr sogar. Ich bin … Roxilana.*

Ich könnte schwören, dass ich die Stimme in meinem Kopf lächeln spüre. Das lässt mein Herz erneut schneller schlagen.

Hallo, Roxi, antwortet sie.

Ich muss mir auf die Lippe beißen, um mein Lächeln zu unterdrücken. *Ich habe meinen Namen noch nicht einmal einen ganzen Atemzug, und du verkürzt ihn schon?,* frage ich.

Als Roxi bist du weniger furchterregend, erwidert die Stimme. Roxilana würde mir wahrscheinlich das Herz aus der Brust reißen, aber Roxi ... Roxi klingt wie ... eine Freundin.

Ich möchte ihr sagen, dass wir keine Freunde sind, dass wir uns gerade erst kennengelernt haben und ich immer noch nicht ganz davon überzeugt bin, dass die Stimme überhaupt ein Mensch ist, aber ... für meinen Seelenfrieden klingt *Freundin* ganz nett. Vor allem, wenn die Stimme niemals aus meinem Kopf verschwinden wird.

Nach einem Moment frage ich: *Was bedeutet der Name – Roxilana?*

Wenn die Stimme mir jetzt sagt, dass er so etwas wie ›Eselsmist‹ bedeutet, werde ich schreien.

Muss der Name eine Bedeutung haben?, fragt die Stimme.

Natürlich muss er das, sage ich. *Ich bin ein rachsüchtiger Geist und sehr leicht zu verärgern.*

Wenn ich so mit jemand anderem sprechen würde, würde ich zurechtgewiesen werden. Aber bei dieser Stimme, die nicht ganz wie ein Mann klingt, muss ich kein gehorsames römisches Mädchen sein. Ich kann sein, wer immer ich sein möchte.

Ich kann Roxilana sein. Dieser Gedanke erfüllt mich mit Freude.

Ich weiß nicht, wie ich Memnons Lächeln spüre, aber ich fühle es. Und in diesem Moment bin ich davon überzeugt, dass es das Schönste auf der Welt sein könnte.

Roxilana bedeutet in meiner Sprache ›die Gesegnete‹, sagt die Stimme.

Das Letzte, was ich bin, ist gesegnet, aber diesen Gedanken behalte ich für mich – zumindest nehme ich an, dass ich ihn für mich behalte. Ich habe keine Möglichkeit zu wissen, ob Memnon jeden einzelnen Gedanken hören kann oder nur die Worte, die ich ihn hören lassen möchte.

Bist du wirklich ein Mensch?, frage ich.

Ja, sagt Memnon.

Ich mache mehrere Stiche im Schleier, während ich versuche, die Tatsache zu begreifen, dass das Schicksal mich irgendwie mit einem anderen Menschen verbunden hat.

Wo lebst du?, frage ich schließlich.

Das hängt von der Jahreszeit ab, antwortet Memnon. *Mein Volk zieht oft umher, aber im Allgemeinen leben wir Sarmaten in der Nähe des Schwarzen Meeres.*

Sarmaten. Ich lasse das Wort auf meiner Zunge hin und her rollen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich jemals von einem solchen Volk gehört habe. Vom Schwarzen Meer hingegen *habe* ich schon gehört, obwohl es für mich genauso weit entfernt ist wie Ägypten und Anatolien. So weit entfernt wie Britannien, die Insel, von der ich komme.

Ich bin in Rom, sage ich.

Ich kann mir kaum vorstellen, wie weit wir voneinander entfernt sein müssen.

Wie können wir uns hören, wenn wir so weit voneinander entfernt leben?, frage ich. Das widerspricht der Natur.

Das ist das Werk der Götter und der Magie, Roxi.

Ein Schauer läuft mir über den Rücken.

Memnon scheint diese Situation einfach zu akzeptieren. Anders als ich. Andererseits hatte er offenbar Jahre Zeit, sich damit anzufreunden.

Ich steche meine Nadel durch den Rand des Schleiers und lausche dem entfernten Geschwätz der Römer, die noch auf den Straßen unterwegs sind.

Wenn es die Götter wirklich gibt, dann haben sie mich im Stich gelassen, sage ich leise.

Nein, est menulumguva amage, sagt Memnon, *sie haben dich nur vorbereitet.*

Ich runzle in der Dunkelheit die Stirn. *Auf was?*

Auf uns.



KAPITEL 3

ROMILANA, 12 JAHRE

48 n. Chr., Rom, Römisches Reich

Es dauert Wochen, bis ich mich an eine zweite Stimme in meinem Kopf gewöhnt habe. Wochen voller Kopfschmerzen, Ablenkungen und Schlägen von Livia, weil ich so zerstreut bin. Ich fühle mich, als würden meine Gedanken offen und ungeschützt daliegen. Und alles deutet darauf hin, dass dieses Teilen der Gedanken, kein Ende nehmen wird – außer durch den Tod.

Schließlich gewöhne ich mich doch daran, Memnons Stimme in meinem Kopf zu haben, den Göttern sei Dank. Es hilft, dass seine Gedanken in einer Sprache sind, die ich nicht verstehe. Und nachts, wenn die Arbeit des Tages getan ist, unterhalten wir uns oft.

Was machst du, kleine Hexe?, fragt er jetzt, während ich die letzten Krümel und den Staub aus dem Wohnzimmer kehre. Livia hat gerade erst ihre Lampe ausgeblasen, und ich kann hören, wie sie sich fürs Bett zurechtmacht.

Kleine Hexe?, wiederhole ich. Meine Aufmerksamkeit richtet sich auf diesen liebevollen Spitznamen.

Gefällt dir der Name?, fragt Memnon.

Auch wenn er offensichtlich seltsam ist, gefällt es mir tatsächlich.

Warum ›Hexe‹?, frage ich.

Weil nur eine Hexe über Ländergrenzen hinweg in meinen Gedanken zu mir sprechen kann, sagt er. *Du musst mächtig sein.*

Der Gedanke bringt mich zum Lachen, besonders, wenn der Saum meiner fleckigen Stola auf halber Höhe meiner Beine zu einem Knoten gebunden ist und verschwitzte Haarsträhnen aus meinem Dutt herausgerutscht sind.

Ich lehne mich auf den Besenstiel. *Ja, ich bin sehr mächtig.* Der Gedanke ist mehr als nur ein wenig reizvoll, besonders, wenn ich mich so machtlos fühle.

Memnon zögert, als wolle er mir etwas Wichtiges sagen, aber im letzten Moment spüre ich, wie er es sich anders überlegt.

Ich habe auch über >menschenmordende Hexe< nachgedacht, sagt er beiläufig, *aber du hast noch nie jemanden getötet, oder?*

Äh, nein. Ich lächle über diesen albernen Gedanken und wende mich wieder dem Kehren zu.

Wenn du das tust, muss ich noch einmal über den Spitznamen nachdenken, sagt Memnon.

Wenn ich es tue? Ich wiederhole seine Worte und ziehe die Augenbrauen hoch, obwohl er das nicht sehen kann. *Ich habe derzeit nicht vor, jemanden zu töten.*

Du bist ein rachsüchtiger Geist, irgendwann wird es passieren, sagt er mit absoluter Gewissheit.

Ich unterdrücke ein Lachen. *Hast du jemals getötet?,* frage ich. *Ich bin immer noch davon überzeugt, dass du der rachsüchtige Geist bist.*

Memnon wird still, und die Leichtigkeit des Augenblicks verfliegt. *Ja, habe ich,* gesteht er, seine Stimme klingt seltsam.

Ja, habe ich?, wiederhole ich, ohne es sofort zu verstehen. Die Hälfte meiner Gedanken ist noch beim Kehren in der Dunkelheit, der Aufgabe, die Livia mir heute vor dem Schlafengehen aufgezwungen hat.

Ich habe einen Mann getötet, gesteht Memnon. *Viele sogar. Dem ersten habe ich im Kampf das Leben genommen. Vor einigen Jahren. Seitdem habe ich Dutzende getötet und viele andere verletzt.* Es sprudelt nur so aus ihm heraus, ein Geständnis folgt dem anderen.

Zuerst kann ich seine Worte nicht verstehen. Vor einem Moment haben wir noch gescherzt. Das kann er doch nicht ernst meinen …

Doch, das tut er. Ich spüre es in meinem Magen und in der bedrückenden Stille in meinem Kopf. Mein Verstand will einfach nicht akzeptieren, was er gesagt hat.

Als es zu mir durchdringt, wird mir schlecht und ich lasse fast meinen Besen fallen.

Ich hätte es wissen müssen. Als wir uns das erste Mal unterhalten haben, hat er mir erzählt, dass er versucht, nicht getötet zu werden. Aber ich habe das nicht hinterfragt. Um ehrlich zu sein, wollte ich es gar nicht wissen.

Roxilana?, fragt Memnon. *Du bist ganz still geworden.*

Ich lege den Besen beiseite, lehne mich mit dem Rücken gegen die Wand und atme tief durch.

Dutzende?, wiederhole ich leer.

Memnon ist einen kurzen Moment still. *Warum klingt deine Stimme so anders?*

Ich spüre immer noch den bitteren Geschmack in meinem Mund. Memnon leugnet es nicht. Und mein Herz, mein törichtes Herz, fühlt sich an wie Ikarus, der zu hoch fliegt, nur um zu straucheln und zu fallen. Und zu zerbrechen.

Mein Blick fällt auf eine brennende Lampe auf dem Küchentisch in der Nähe. Sie zischt leise. Die winzige Flamme erinnert mich an die anderen, größeren, die meine Erinnerung verfolgen.

Sofort versinke ich in der Vergangenheit. Ich höre die Schreie, die abrupt enden, dann die feuchten, gurgelnden Laute. Tod und noch mehr Tod. Ich kann mich kaum an die Jahre vor diesem Feuer erinnern und habe einen Großteil der Zeit danach völlig vergessen, aber jene Nacht … wird für immer in meinem Gedächtnis bleiben.

Das ist … schrecklich, sage ich schließlich, mit einem Kloß im Hals und Schmerzen im Herzen.

Ich spüre, wie Memnon sich zurückzieht, sichtlich abgeschreckt von meinen Worten.

Ich bin ein Krieger, sagt er. *Kämpfen ist das, wofür ich mein ganzes Leben lang trainiert habe.* Nach einer kurzen Pause fährt er

fort. *Bei uns ist es eine große Ehre, einen Feind zu töten.* Er klingt gleichzeitig beleidigt und defensiv. *Jeder in meinem Volk muss zumindest versuchen, ein Leben zu nehmen. Unsere Frauen dürfen nicht heiraten, bevor sie das getan haben.*

Jeder Sarmate muss töten? Eine weitere Welle der Übelkeit überkommt mich.

Ich denke an die römischen Legionäre, die meine Familie massakriert haben. Ich denke daran, wie ich zusehen musste, wie mein Haus über meiner Mutter und meinem Bruder zusammengebrochen ist, wie ich über den leblosen Körper meines Vaters gestolpert bin. Ich werde nie erfahren, was mit meiner Schwester passiert ist. Diese Ungewissheit wird mich für den Rest meines Lebens verfolgen. Ich denke daran, wie schmerzhaft es ist, jene Nacht überlebt zu haben – den Hunger, die Schläge, die Grausamkeit, gebraucht, aber unerwünscht zu sein.

Galle steigt mir erneut auf. *Dann gratuliere ich dir zu deinen vielen Morden.*

Ich verschließe meinen Geist vor Memnon und versuche, so viel Abstand wie möglich zwischen seinen Gedanken und meinen eigenen zu schaffen.

Wie schwärmerisch meine Tagträume von Memnon auch immer waren, alles wurde von der harten, enttäuschenden Realität zunichte gemacht. Der Junge in meinen Gedanken ist genauso schlimm wie alle anderen.



Viele Wochen lang versuche ich, nicht mit Memnon zu sprechen. Und wenn ich es doch tue, bin ich verärgert. Wegen all der Männer, die Gewalt ausüben. Und weil die Unschuldigen dafür mit ihrem Blut zahlen müssen.

Memnon versucht ständig, mit mir zu sprechen. Er erklärt sich, verteidigt sich, fleht mich an, ihm zuzuhören.

Ich möchte ihm sagen, dass ich leider *gezwungen* bin, zuzuhören. Und das *ist* bedauerlich, denn obwohl ich die Sprache, die er spricht, nicht verstehe, äußert er einige seiner Gedanken auf Latein.

Ich wünschte, sie würde mit mir reden …

Ich vermisse sie …

Und diese vereinzelten Gedanken besänftigen meinen Groll. Vielleicht reagiere ich deshalb, als ich Memnons Stimme eines Abends in meinem Kopf höre, während ich fertige Kleidungsstücke für die Lieferung am nächsten Tag zusammenlege.

Oder ich reagiere wegen seiner Bitte:

Erzähl mir von deiner Familie. Von der Familie, in die du hineingeboren wurdest.

Ich schlucke und lege die Stola beiseite. Ich erinnere mich vielleicht nicht mehr an die Namen und vergesse ihre Gesichter immer öfter, aber ich weiß, dass ich sie geliebt habe.

Wir waren zu fünft, beginne ich. *Meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und meine Schwester …*

Letztendlich habe ich nicht viele Erinnerungen, aber ich teile das, woran ich mich erinnern kann – wie da Gefühl der Wärme und Geborgenheit, wenn ich neben meinen Geschwistern geschlafen habe, den ergrauten Bart und das dröhnende Lachen meines Vaters und wie ich mich gewunden habe, wenn meine Mutter mir die Haare geflochten hat. Ich erzähle von einigen Festen, deren Namen ich nicht kenne, von den Blumen, aus denen meine Schwester und ich Kränze gebunden haben, und vom Geruch in unserem Haus, wenn meine Mutter eine ihrer seltsamen Mixturen in unserem Kessel zubereitet hat. Ein Teil von mir ist sich bewusst, dass das langweilig sein muss, aber Memnon hört zu und scheint wirklich interessiert zu sein – und vielleicht auch ein wenig erleichtert –, wenn er gelegentlich Rückfragen stellt.

Wie hast du sie verloren?, fragt er jetzt.

Meine Stimmung ändert sich, wie Wolken, die die Sonne verdecken.

Römische Soldaten haben mitten in der Nacht unser Dorf angegriffen, antworte ich und kann die Worte kaum zurückhalten.

Memnon schweigt, aber ich spüre, wie Traurigkeit und ein wenig Entsetzen in ihm aufsteigen. *Haben sie deine Familie getötet?* Seine Frage kommt nur zögerlich.

Ich nicke, aber natürlich kann er das nicht sehen.

Ja, bringe ich mühsam heraus.

Deshalb hasst du den Kampf, sagt er mit plötzlichem Verständnis.

Ich schlucke, sage aber nichts. Das muss ich auch nicht.

Wie sieht dein Leben jetzt aus?, fragt er.

Ich atme tief aus. Ich kann Livias Stimme im Innenhof hören. Sie spricht mit einem der Nachbarn. Dann nehme ich die geschäftigen Geräusche Roms durch die offenen Fenster wahr. Mit ihnen kommen die Gerüche der Stadt – Exkremente und Fleisch, Rauch und ein schwacher Hauch von Myrrhe.

Ich schaue mich in unserem Zuhause um – den Webstuhl, die Stoffballen, die Körbe mit Perlen, Garn und Fäden. Ich betrachte den abgenutzten Holztisch und die Wände mit ihrer abgeblätterten grünen Farbe.

Es gibt Menschen, die es schlechter haben.

Ich ignoriere meinen Hunger und die blauen Flecken an meinen Armen.

Andere Menschen interessieren mich nicht, kleine Hexe.

Es ist das erste Mal seit unserem Streit, dass Memnon diesen Spitznamen verwendet, und ich habe ihn tatsächlich vermisst.

Wie sieht dein Leben jetzt aus?, wiederholt er.

Früher hatte ich alles, sage ich. Aber eigentlich hatte ich nicht alles, oder? Es fühlt sich nur so an. Ich präzisiere: *Ich wurde geliebt.*

Und jetzt?, will Memnon wissen.

Widerwillig senke ich meinen Blick auf meine blauen Flecken.

Jetzt werde ich es nicht mehr.

Es ist lange still. Ich lausche den Geräuschen der Stadt.

Manchmal höre ich … deine Gedanken, gibt er zu. Er schweigt einen Moment. *Roxi, tut dir* – Eine weitere Pause. *Tut dir jemand weh?*

Ich senke den Kopf, mein Herz rast. Oder ist es seins? Schwer zu sagen. Meine Antwort verliert sich in meinen Gedanken. Ich weiß nicht, warum ich lügen will, aber ich will es. Ich höre Livias Stimme in meinem Kopf. Sie klingt wie meine eigene: *Ich bin egoistisch, ich bin dumm, ich bin faul …*

Nein, sagt Memnon und unterbricht meine negativen Gedanken, *das bist du nicht. Du bist lustig und freundlich und klug und tausend andere Dinge, und wenn es Livia war, die dir das gesagt hat, und wenn sie dich verletzt hat* – Seine Stimme wird bedrohlich, und ich erinnere mich wieder daran, wie gewalttätig er ist.

Memnon, hör auf, flehe ich ihn an.

Er verstummt, obwohl er wütend und besorgt zu sein scheint.

Du hast mich, sagt er schließlich sanfter. *Du bist mir wichtig.*

Ich setze mich schwermütig auf einen der Küchenhocker. Meine Kehle ist vor Emotionen wie zugeschnürt, und ich muss meine Lippen aufeinanderpressen, um das Schluchzen zu unterdrücken, das mir entweichen will.

Memnon hat Menschen verletzt und wahrscheinlich Familien, wie meine, auseinandergerissen. Doch jedes Mal, wenn wir miteinander sprechen, ist er freundlich. Das ist mehr, als ich von jedem anderen sagen kann, der mich kennt.

Du hast mich, wiederholt er. *Immer, est menulumguva amage.*

Eine einzelne Träne läuft mir über die Wange. Ich wische sie hastig weg.

Okay, erwidere ich gebrochen. Ich glaube, das bedeutet, dass ich ihm vergeben und wir wieder miteinander reden werden.

Ich spüre, wie Memnon lächelt. Dann fügt er auf Sarmatisch noch etwas hinzu. Etwas, das ich unmöglich verstehen kann:

Vak busu dat dit kuppu sutvuvu evu di'nuvak, pesa suvup azakupusa. Pesa udugab vesamapusa.

Er wechselt wieder ins Lateinische.

Du kannst jederzeit mit mir reden, Roxi, auch wenn du wütend auf mich bist. Selbst wenn du mich verachtest. Er hält inne. *Wirst du das tun? Wirst du mit mir reden, auch wenn du wütend bist? Denn ich glaube, ich halte dein Schweigen nicht mehr aus.*

Ich sitze einen Moment schweigend auf dem Hocker und denke über seine Worte nach, während meine Finger Formen auf den Tisch zeichnen.

Schließlich sage ich: *Ja, ich werde mit dir reden.*

Und das tue ich auch.